

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Ueber die Grenze
Autor: Maharam, Elie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573246>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

In weitem güldnen Mantel, so tanzschreitet er,
 Und seinen weiten Mantel breitet er
 Und setzt die Füße mit den goldenen Sporen.
 Und Schlag auf Schlag der Trommel geller Schmerz
 Und Bein an Bein der Tänzer rascher Zorn
 Und Angst und Wut in jähem Tanzgestampfe,
 Aufbrüllend, herrisch, fiebrig, schrill,
 Bis Mann und Mann gestürzt – im Staub dahin –
 Noch einmal quillt der Fiedel ferner Schrei –
 Dann Takt um Takt der tolle Sturm verlischt.

* *

Die Trümmerfelder liegen öd und leer,
 Nur grauer Dunst und Staubgewölke steigt –
 Dämmert zurück ins Nichts –
 Erhebt sich neu in weltenweite Zeit,
 Ein Chaos wirbelnd, keimeschwer,
 Erdüber funkeln, jubeln Sonnenstrahlen – – –

Ich bin der Tod – – –
 Ich bin der Schöpfungstag!

Felix Beran, Zürich.

Ueber die Grenze.

Nachdruck verboten.

Erzählung von Elie Maharam, Lausanne. Aus dem Russischen übersetzt
 von Nechnah Nosbokat, Lausanne.

I.

Vorabend des Sabbats. Durchs kleine Fensterchen dringt kaum das Licht des ersterbenden Tages. Eintönig, wehmütig fallen die Tropfen des endlosen Regens in den schwarzen dickflüssigen Straßentot, der in grauen Pfützen auf dem ganzen Gäßchen glänzt, gleich einer ungeheuren Teigmasse, ausgetreten von Stiefeln und Pferdehufen. An der Ecke zappelt ein in eine Pfütze gefallener großer schwarzer Bock und meckert hilflos heiser über das ganze Städtchen: Mäh... mäh... Aus der Küche dringt ein würziger Duft von gefüllten Fischen und gekochten Pflaumen herüber. Meine Wirtin, Szore-Lea, läuft mit aufgekrempelten Ärmeln und geschürzten Röcken gleich einer vergifteten Maus in der Küche umher, versetzt eins im Vorübergehen hier dem einen, dort dem andern ihrer soeben aus dem „Cheider“ *) zurückgekehrten Kinderchen, gießt irgend was um, vergießt's dabei, verschüttet etwas anderes in den brennenden Herd, von wo sofort in einer dichten Säule ein dunstiger milchiger Dampf aufsteigt, ärgert sich und schreit mit vor

Wut entstellter Stimme die sie in engem Kreise umstehenden, vor Hunger schluchzenden Kleinen an: „Wollt ihr wohl von mir ablassen, ihr Bastarde! Was wollt ihr von meinem Leben? Euretwegen verspäte ich den Sabbat — alle Juden gehen schon in die Synagoge, nur bei mir ist noch nichts fertig ...“

Doch die „Bastarde“ beruhigen sich nicht, weinen und gröhlen, der eine aufrichtig, von ganzer Seele, der andere nur so plärrend, um mit seinem Gestöhne das Herz der Mutter zu bewegen und irgend etwas Ekbares zu erlangen. In der Eile hat Szore-Lea wieder einen Topf in den Herd umgeworfen, und außer sich vor Wut rennt sie nun in der dunkeln dunstigen Küche umher, um irgend eines der Kinder zu fassen und an ihm ihren Aerger auszulassen. Die älteren, behenderen haben sich in alle Winkel verkrochen, und nur der allerjüngste Knabe, ein vierjähriges Kerlchen, ist über die Schwelle gefallen und hat sich die Lippe blutig geschlagen. Die erboste Mutter hat in der Dunkelheit nicht recht gesehen, was mit ihm ist, und sich dran gemacht, ihn aus

*) Süßische Schule.

allen Kräften zu verhauen; das Blut erblickend, schreit sie jedoch außer sich vor Schreck auf: „Ach, eine Krankheit auf mich! Was habe ich angerichtet! Mein teures Söhnchen, was ist mit dir?“

Der Knabe heult vor Schmerz, an seinem eigenen Schreien fast erstickend. Szore-Lea, die den Kopf verloren, weint und legt, das Blut zu stillen, dem Knaben kalte Umschläge aufs Gesicht. Die übrigen, vor Schreck still gewordenen Kinder haben sich wieder in eine Ecke geflüchtet und beobachten von da aus das blutüberströmte Brüderchen. Von irgendwoher sind zerzauste, ihre Defen mit den Sabbatgerichten im Stich lassende benachbarte Jüdinnen erschienen, und alle haben, unter einem Heidenlärm miteinander wetteifernd, im Verein mit der verwirrten Mutter angefangen, den verletzten Knaben zu kurieren.

Im Zimmer schwimmen trübselig die Schatten. An der Wand, dem Fenster gegenüber, gleichwie auf dem Projektionsfelde eines Kinetographen, kriechen, bis über die Knie in die Decke hinauftragend, langsam jemandes riesige Füße, mit Mühe aus dem Dreck gezogen. Weit, irgendwo brüllt eine Kuh, blöken Schafe ... Mit weichem Klange klopfen die Regentropfen ans Fenster, eine wehmütige Schwermut heraufrufend, und legen sich gleich wie ein schwerer Stein aufs Haupt, die Gedanken und Wünsche bedrückend. Es scheint, nie wird dieser feine durchdringende Regen aufhören, ewig werden graue, endlose Wolken schwimmen, wird der schwarze Teig des Roten liegen, der widerwärtig unter den Füßen der Vorübergehenden quatscht.

Heiser, im Takte mit den Regentropfen hinter dem Fenster tickt die alte Wanduhr, strengt sich an, die Zeit zu schlagen und gibt aus der Tiefe des Gehäuses röchelnde, rasselnde Laute von sich, dem Hüfteln eines Schwind-süchtigen sehr ähnliche ... Chym ... chym ... chym ... chym ... Und so weiter bis gegen siebzehnmahl.

Allmählich erhellt sich die Synagoge meinem Fenster gegenüber. Ich sehe, wie ein untersehter rothbärtiger Jude, die Schöße seines Sabbatrodes immer wieder zurückschlagend, über die Bänke klet-

tert und mit einem an einer langen Stange befestigten Lichtstümpfchen die sabbatlichen Kronleuchter anzündet ... Uebers Gäßchen, gewohnterweise die Pfützen umgehend, begeben sich schon, von ihren Söhnen begleitet, in die Synagoge — die Juden, von allen Ecken und Enden herankommend, bereits aus der Entfernung einander laut begrüßend und lebhaft miteinander verhandelnd.

In meinem Bette liegt der verletzte Knabe mit der zerschlagenen Lippe. Er atmet schwer; alle Augenblicke erwachend und die mageren bleichen Händchen vorstreckend, lispelt er entkräftet, kaum hörbar: „Ma—ma ... aa—ma ...“

Szore-Lea hastet immer noch, läuft aus einem Winkel in den andern, wäscht die Kinder und kleidet sie in sabbatliches Gewand, räumt die Stuben auf und erscheint von Zeit zu Zeit, nach dem verletzten Knaben zu schauen. Der brenzliche Dunst verzieht sich allmählich; nur der würzige Duft der Sabbatgerichte hält sich in der Stube. In einer Ecke des Zimmers haben die Knaben sich zusammengeschart und erwarten, um sich in die Synagoge zu begeben, den Vater, der in die Badstube gegangen ist. Szore-Lea zündet eilig die Kerzen an in den kupfernen, blank gepuhten Leuchtern, und die Hände über die Flamme streckend, flüstert sie das Gebet der Lichterweihe.

Sieben Kerzen beleuchten grell das ärmliche Stübchen. Die schiefen, veräucherten Wände sind aufgedunsen unter der Last der ungefügen, tief herabhängenden Decke mit dem abgerissenen Tragbalken in der Mitte. Die armseligen Möbel und das ungeheure Holzbett mit dem hohen Berge von Rissen in schmutzig-rosa Bezügen scheinen vor Alter eingerammt in den feuchten Estrich, der zur Feier des Sabbats mit rotem Lehm ausgeschmiert ist. An der östlichen Wand hangen ordinäre Holzschnitte biblischen Inhalts: „Misrach“, „Moses“, „Aaron“ und die farbigen Bildnisse eines „Wilner Goen“, „Schmuhl Mohiljower“*), „Doctor Herzl“ und „Baron Rothschild“**).

Mein Wirt, Berka Kazap, ist aus der Badstube zurückgekehrt, und die Knaben

*) Berühmte jüdische Rabbiner.

**) Berühmte jüdische Persönlichkeiten.

mitnehmend, hat er sich in die Synagoge begeben. Szore-Lea, in Erwartung der Rückkehr ihres Mannes, wäscht sich den Kopf, pußt sich auf und legt ihr Samstagskleid an. Der verlegte Knabe atmet schwer im Schlafe und bedeckt unwillkürlich mit den Fäustchen die Augen vor dem allzu starken Licht der sabbatlichen Kerzen.

Von gegenüber, aus den geöffneten Türen der Synagoge, dringt der Gesang des Vorsängers: „... Lasset uns entgegengehen der Sabbathbraut!“ Sein weicher Tenor ergießt sich gleich einem feinen Strome über das stille Gäßchen, wie eine Ermahnung zum Frieden, wie ein Ruf zu irgend jemand Vertrautem und Nahem, klagt wem über etwas, überredet, bittet und fleht mit solch beseelter Stimme, als ob er dem Allmächtigen seine kranke Seele erschlösse und mit Bitterkeit ihn daran erinnerte: „Herr, du weißt doch alles ...“

Nun fällt die Gemeinde ein. Da ist keine Melodie in dem allgemeinen Summen, aber man fühlt darin das Aufseufzen zerquälter und gekränkter Menschen, und es scheint, als ob aus der Brust eines gewaltigen verwundeten Tieres ein vielstimmiges Stöhnen ausginge, das hoch, hoch über dem Städtchen hinzieht: Ho—aa—aa—aa ...

Unter meinem Fenster haben sich zwei Mujiks verborgen; die Hälse vorgestreckt, blicken sie verstohlen in die geöffneten Türen der Synagoge. Sie stehen lange, sich abwechselnd bald auf den einen, bald auf den andern Fuß stützend, und im Fortgehen sagt einer zum andern: „Gar gut beten die Judchen zu Gott.“

Von ferne tönt Glockengeläute herüber. In melodischen Uebergängen erklingt der durch die Entfernung gedämpfte Schall, schwebt in unsichtbaren Kreisen über dem Städtchen und fließt, die weißen hohen Mauern der Synagoge mit den offenen Bogenfenstern berührend, mit der weichen beseelten Stimme des Vorsängers zusammen: „Lasset uns entgegengehen der Sabbathbraut ...“

II.

„Guten Sabbath!“

Mein Wirt ist mit den Söhnen aus der Synagoge zurückgekehrt. Er setzt sich, von

der Familie umgeben, zu Tisch, und es beginnt die sabbatliche Mahlzeit.

Feierlich-still knistern die Lichter bei Tische. Vor dem Hausherrn liegen, halbbedeckt mit einem schneeweißen Handtuche, zwei gebräunte Sabbathbreheln, reichlich mit duftendem schwarzem Mohn bestreut. Berka Razap erhebt sich von seinem Plaze und spricht das Weihegebet: „Sechster Tag! Und vollendet ward alles, Himmel und Erde und Seine himmlischen Heerscharen! Und Gott ruhet aus am siebenten Tage von all Seinem Schöpfungswerk ...“

Nach dem Gebet antworteten die Knaben und Szore-Lea im Chore: „Amen!“

Ganz verändert, ganz anders sieht alles aus in dem armseligen Stübchen. Von innerem sabbatlichem Scheine leuchten die reinen gewaschenen Gesichter, glänzen die feuchten Haare, die noch nicht Zeit gehabt zu trocknen. Nicht wiederzuerkennen sind die früheren, schmutzigen, verweinten Kinder: sie sitzen sittsam bei Tische in neuen schwarzen Kittelchen und blauen, mit Goldschnüren verzierten Mütchen, mit frischen, strahlenden Gesichtern. Schmachhaft duften die sabbatlichen Gerichte, nicht so sehr nur zum Essen zubereitet wie dazu, den teuren Gast „Sabbat“ würdig zu empfangen.

Ich habe schon seit langem nicht an einem jüdischen Tische am Vorabend des Sabbats gegessen. Während der langen Jahre meines Aufenthaltes im Gefängnisse und im weiten Sibirien habe ich Zeit gehabt, diese lieben Gebräuche zu vergessen, die die in alle Welt verstreuten Juden einander so verwandt machen. Jetzt, am Tische des jüdischen Schmugglers sitzend, zu dem ich nach langen Weitläufigkeiten durch ein Heer von Gendarmen und Polizisten hindurch gelangt bin, um endlich die Freiheit zu atmen in fremden Landen, krampft sich mir das Herz schmerzlich zusammen bei der Erinnerung an die Heimat, die ich wohl kaum jemals wiedersehen werde.

Nach dem Abendessen, da die Lichter eines nach dem andern zu verlöschen begannen, ringsum einen erstickend übeln Geruch verbreitend, rief mich Berka Razap beiseite und sagte in geheimnisvollem

Flüstertöne: „Machen Sie sich bereit, heute nacht werden Sie die Grenze überschreiten.“

Ich bereitete mich schon die ganze Woche vor, und deshalb bedarf es nicht viel Zeit, mein Bündel zu schnüren. Mit klopfendem Herzen beginne ich meine Sachen einzupacken, in leichten Schauern erbebend in Erwartung des Bevorstehenden. Berka Kazap ist augenscheinlich gleichfalls erregt: er geht im Zimmer umher, leise vor sich hinsingend, zupft nervös an seinem schwarzen Bärtchen und bleibt alle Augenblicke am Fenster stehen, wo ich meine Habe zusammenschnüre, auf irgend etwas beunruhigt hinhorschend. Zuweilen schaut er finster mit erweiterten Pupillen auf mich, als ob er meine Gedanken erraten wollte. Und immer wieder schreitet er im Zimmer auf und ab, wehmütig religiöse Lieder — „Smires“ — vor sich hinsummend.

Es verlöscht das letzte Lichtlein. Das feine Flämmchen züngelt, macht einen letzten Sprung in die Höhe und erleuchtet grell auf einen Augenblick das düstere Stübchen. Einige Sekunden flackert das blaue Zünglein krampfhaft — und schon beim Scheine des Mondes windet sich in Ringeln ein dunstiger blauer Rauch aus dem Leuchter.

Hinter der Wand, wo Szore-Lea mit den Kindern schläft, erschallt das gleichmäßige Schnarchen der Kinder, zuweilen unterbrochen von Husten oder Aufschreien im Schlaf. Hinter dem Fenster leuchten grell die weißen Mauern der Synagoge, beleuchtet von dem nicht sichtbaren Vollmonde, und scheinen aus blendendweißem Marmor gehauen. Und noch drohender und finsterner blicken unter den dunkeln Bögen die großen beschatteten Fenster. Von irgendwo, weither, dringt das einsame knurrende Bellen eines Hundes herüber, der die tote nächtliche Stille mit seinem eintönigen Gebell weckt: Hau ... hau ... hau ...

Ganz nahe ist der Nachtwächter vorübergegangen und hat rasend mit seiner Klapper zu schnarren begonnen. Das Echo gibt lärmend die trockenen hölzernen Laute im ganzen Städtchen wieder, und sich entfernend, vermengt es sich mit dem Anarren der Räder eines heran-

nahenden Wagens. Berka Kazap hat am Fenster hingehorcht, und da er gewisse bekannte Laute unterscheidet, wendet er sich zu mir: „Die Unsrigen kommen ...“

An der Gasse, nicht bis an die Hütte heranfahrend, hat ein Wagen Halt gemacht. Ans Fenster wird dreimal, nach Abmachung, mit dem Peitschenstiel geklopft, und ich eile mit dem Wirt hinaus auf die Straße. Im Hausflur sind wir auf einen hohen rotbärtigen Bauern, die Peitsche in der Hand, gestoßen. Er hat etwas mit Berka Kazap besprochen, sodann mir zugeflüstert: „Folge mir, Bursche!“

Ich verabschiedete mich in Eile von Berka und gehe mit dem Bauer zum Wagen: eine gewöhnliche jüdische „Baude“, bespannt mit einem Paar in Schweiß geratener, schmutziger Klepper, dicht besetzt mit jüdischen Passagieren. Sie sitzen und liegen in verschiedenen Stellungen, eine dichte, sich bewegende Masse ineinander verschlungener Hände, Beine, gekrümmter Rücken und eingehüllter Köpfe: Gesichter, die mit Unruhe aufmerksam vor sich hinforschen, mit verhaltenem Atem. Mich erblickend, rücken sie wortlos zusammen und überlassen mir einen Platz am Rande, neben einer schwächlichen, in einen weißen seidenen Shawl gehüllten weiblichen Gestalt. Es gelingt mir nur mit großer Mühe, die entsprechende Stellung einzunehmen, um bei der mindesten Bewegung der Baude nicht unter die Räder zu geraten. Der Bauer macht sich noch lange mit dem Pferdegeschirr zu schaffen, legt die verwirrten Zügel zurecht, flucht und ächzt; endlich, sich befreuzigend, steigt er auf den Bock, und wir setzen uns glücklich in Bewegung.

III.

Ueber uns ein reiner Himmel. Fast über unseren Köpfen schwebt der volle, helle Mond, die ganze Umgegend mit silberig-blauem Scheine beleuchtend. Von der Höhe der Baude aus erscheinen die mit Lehm beworfenen Hüttchen mit ihren silbergrauen Strohdächern noch kleiner und wie eingemauert in den schwarzen flüssigen Dreck, aus dem die ermatteten Gäule kaum die bis fast an den Bauch versunkenen Beine herausziehen. Auf

den Straßen ist es öde, und nur die Hunde, aufgeschreckt durch das Knirschen der Räder und das ärgerliche Antreiben des Fuhrmanns, reißen an den Ketten und bellen wütend, die Totenstille des schlafenden Städtchens unterbrechend.

Aus den Pfügen, Ueberbleibseln der letzten Regen, erwärmt von der lauen Nacht, erhebt sich ein kaum sichtbarer violetter Rauch, ringsum den säuerlichen Geruch von Fäulnis und feuchtem Mist verbreitend. Zuweilen, an einem Gärtchen vorüberfahrend, von der Rückseite des Quergäßchens, geraten wir unerwartet in die warme Strömung eines herben, widrig-süßlichen Geruches von Akazien und Flieder, der freudige Erinnerungen an einen gewesenen Frühling weckt.

Unsere Baude schwankt stark im Gange, versunken in den tiefen Rot. Wir halten uns alle aneinander, alle Augenblicke Gefahr laufend, hinauszufallen. Meine Nachbarin, die kleine Frau im weißen Schawlchen, ist, gedrängt von den Weggenossen und gestoßen von dem Rattern, fast gänzlich zu mir auf die Knie gefallen. Um sie abzuhalten und das Gleichgewicht zu behalten, fasse ich ihre Hand. Sie widerstrebt nicht, und selbst vertrauend sich auf meine Schulter stützend, fragt sie besorgt: „Haben Sie es nicht schwer?“

„O nein, wie kommen Sie darauf, ganz im Gegenteil!“

Ich habe flüchtig vermocht, ihr bleiches Gesichtchen zu betrachten, umrahmt von schwarzen blauschimmernden Haaren, glatt hinter die Ohren gekämmt. Im Mondscheine glänzen gleich zwei schwarzen Sternen ihre Augen, leicht umschattet von dunkeln Rändern, und kaum, kaum lächelt mit weichem und traurigem Lächeln ihr kleiner, scharf gezeichneter Mund über dem schmalen, ovalen, nervös zitternden Kinn. Der frische nächtliche Wind weht das Ende ihres weichen weißen Shawls zu mir herüber. Ich berühre ihn andächtig mit den Lippen, tief seinen zarten und mir scheinbar seit langem bekannten Duft einatmend. Das schwächliche Kinderhändchen mit den langen schmalen Fingerchen erzittert alle Augenblicke in meiner Hand, und es erscheint mir nahe und verwandt, dieses

unbekannte Mädchen, das von meinen Berührungen erbebt. Und so sehr möchte man lieben in dieser hellen Lenznacht, erfüllt von den warmen Ausdünstungen der Erde und dem starken Aroma der ersten Frühlingsblumen. Ich berühre kaum mit den Lippen ihre kalte Hand und erwärme sie mit meinem Atem; doch das Mädchen befreit weich ihre Hand, und sich mit dem ganzen Körper an mich schmiegend, sagt sie mit leiser, vor Erregung zitternder Stimme: „Nicht doch, man könnte es bemerken ...“

Wir sind schon längst zur Stadt hinausgefahren, und unsere Mähren schleppen sich schneller auf dem ausgefahrenen kotigen Wege zwischen Feldern. Meine Weggenossen, die die ganze Zeit über während der Fahrt im Städtchen geschwiegen, haben sich belebt, und mit lautem Geflüster, sehr ähnlich dem Summen der Bienen in einem großen Bienenstock, tauschen sie ihre Eindrücke der vergangenen Nacht aus. Einer unter ihnen, ein bejahrter Jude mit zottigem grauem Barte, der mir nahe sitzt, summt mit trübseliger, weinerlicher Stimme den Psalm Davids: „Kehre zurück, meine Seele, in deine Ruhestätte, da der Herr dich begnadigt hat! Da Er meine Seele erlöst hat vom Tode, meine Augen von der Finsternis und meine Füße vor dem Anstoß!“

Sein Antlitz ist naß von Tränen. Sie rollen ihm über die dicht mit grauen verwirrten Haaren bewachsenen Wangen, fallen auf den Bart und fließen in schmutzigen braunen Tröpfchen übers Gewand. Doch der Greis fühlt die Tränen augenscheinlich nicht. Mit geschlossenen Augen, alle Augenblicke unterbrochen durch das Aufrütteln in den ausgefahrenen Gruben, stöhnt und klagt er: „Alle Völker haben mich umringt, doch im Namen des Herrn habe ich sie geschlagen! Sie haben mich umkreist, gleich dem Feuer, das einen dürren Dornbusch umschlingt, doch im Namen des Herrn habe ich sie besiegt...“

Es weht ein kalter Wind. Der Mond hat sich auf einmal hinter einer plötzlich von der Seite herangezogenen schwarzen Wolke versteckt, und in dem undurchdringlichen Dunkel blinkt einsam die Zigarre des Wagenlenkers. Er treibt ärgerlich

seine Klepper an, und plötzlich zu uns gewandt, sagt er in gebieterischem Tone: „Still! Ihr Juden, oder wollt ihr, daß euch die Gendarme hören?“

Sofort tritt eine bange Stille ein. In der Baude sind alle dichter zusammengerückt bei dem Erinnern an die Gendarme, und man merkt, wie angestrengt die Herzen schlagen, wie alle den Atem verhalten. Meine Nachbarin hat mich umschlungen, und ich fühle, wie sich stoßweise ihre Spitzen, elastischen, kaum geformten Brüste unter der dünnen Satinbluse heben und senken. In der Finsternis ist ihr Gesicht nicht zu sehen, nur die Augen leuchten in trockenem mattem Glanze, und ihr heißer Atem sengt mir das Gesicht. Von ihrem Körper geht ein ganz eigenartiger starker Geruch, ein Gemisch von süßem Parfüm und irgend etwas spezifisch Weiblichem aus, der angenehm den Kopf verwirrt und mein Blut erhitzt. Ich umarme sie und küsse ihr Augen und Lippen, sie fest an meine Brust drückend, und sie, meine Küsse erwidern, glättet mit ihren kalten Händen mein Antlitz und flüstert mir leise ins Ohr: „Nicht doch, Liebster, später ... Man wird es noch bemerken!“

In der völligen Dunkelheit untersehe ich kaum die Bäume, und nur an dem Rauschen der Zweige errate ich, daß wir durch Wald fahren. In der Ferne ist das Geräusch einsamer Schritte hörbar geworden. Unsere Baude hält plötzlich an, und der Wagenführer unterhandelt mit irgend wem mit leisem Flüstern. Wir alle geben argwöhnisch acht, und in die Dunkelheit schauend, in tiefem Schweigen, horchen wir hin auf das Geflüster. Endlich, nach langem Verhandeln tritt unser Wagenführer an uns heran und sagt: „Klettert herunter, Kinder, ganz leise, und geht mit dem Bauern! Nicht sich unterhalten, nicht lärmern und nicht rauchen! Sobald ihr ein Geräusch vernimmt, legt euch ins Gebüsch und wartet ab! Nun, mit Gott, Kinder ...“

IV.

In der Weite sind die letzten Laute der sich entfernenden Baude erstorben. Wir gehen ohne Weg geradezu durch den Wald, dem Führer folgend, vorsichtig

uns mit den Händen einen Weg bahnend, zwischen hohen stacheligen Johannis- und Himbeersträuchern. Ringsum rauschen gedämpft die Bäume und Sträucher, das Walddickicht mit geheimnisvollem Brausen erfüllend, das in der dichten Finsternis wie das Geflüster eines unsichtbaren Feindes anmutet, der sich seitwärts verborgen, um uns unerwartet zu überfallen. Häufig, bei dem mindesten verdächtigen Laute, legt sich unser Führer an die Erde, und wir alle, mit verhaltenem Atem, wovon in den Schläfen das Blut dumpf hämmert, scharen uns um ihn und trampeln auf einer Stelle, gleich einer verwirrten Herde um ihren Hirten.

Jemand ist fehlgetreten und hingefallen, mit der Last seines Körpers einen hangengebliebenen Strauch brechend. Das Echo gibt schallend das trockene Prasseln der brechenden Zweige wieder, worin man das Herannahen eines Feindes wahrzunehmen glaubt. Wir alle werfen uns an die Erde; doch der erfahrene Führer beruhigt uns, und wir kriechen wieder wie Schatten, auf allen Vieren krabbelnd, zwischen den stacheligen Sträuchern.

Das Mädchen im weißen Shawl hält sich die ganze Zeit neben mir. Sie schreitet unhörbar an meiner Seite mit den feinfühlerischen Füßchen, und in den engen Durchgängen ihre Brust berührend, fühle ich, wie ihr Herz stoßweise klopft. Zuweilen, einen Sumpf überschreitend, nehme ich sie auf die Arme und trage sie wie ein Kind, fest die süße Last an meine Brust drückend, und sie schmiegt sich vertrauensvoll mit ihrer heißen Wange an mein Gesicht, meinen Hals umschlingend mit ihren kalten weichen Händchen.

Plötzlich hat auf einen Augenblick die tiefe Finsternis ein Blitz durchschnitten, und auf ihn folgend, in der Ferne erdröhnt das betäubende Rollen des Donners. Es bricht ein furchtbares Gewitter los. Immer häufiger und häufiger leuchtet ein blendend grelles Licht auf, und das Echo gibt das Rollen des Donners wieder, als ob man aus tausend Kanonen schösse. Der Wald ist aufgelebt und hat sich mit neuen, geheimnisvollen, vielschichtigen Lauten angefüllt. Alles Lebende rings umher ist zusammengefahren und



Ernst Württenberger, Zürich.

Totenfeier (1912).
Sammlung La Roche-Ringwald, Basel.
Phot. Ph. & E. Lind, Zürich.

dahingezogen über unseren Köpfen mit lautem Lärmen und Kreischen, hat zu pfeifen und pipsen begonnen auf mannigfache Art, bis endlich dieses ganze undenkbare Gelärme, Gepipse und Gefreische die großen schweren Regentropfen betäuben. Das trommelnde Geräusch des Plakregens aber übertönt unsere Schritte, und wir schleichen mutig vorwärts zwischen nassen, stacheligen Sträuchern und Zweigen, in Schweiß geraten vom Gange und der Aufregung. Das durchnähte Gewand kitzelt unangenehm den heißen Körper, und die nassen Füße, bis über die Knie versunken in dem flüssigen quatschenden Rote, ziehen schmerzhaft von der Schwere, als ob an ihnen schwere bleierne Gewichte angebunden wären. Zu unsern Füßen rauscht hohl das Wasser. Von der beißenden Finsternis flimmern vor den Augen Funken, und ob ich gleich mit vorgestreckten Händen gehe, vorsichtig mit den Füßen den Boden betastend, erscheint es mir doch mit ungewöhnlicher Deutlichkeit, daß ich da — da mit dem Gesicht auf etwas Scharfes hinfallen werde, und bis auf den Schmerz deutlich, gleichwie in einem Spiegel, sehe ich mein blutüberströmtes entstelltes Gesicht. Vor mir geht der Führer. Ich sehe ihn nicht und höre nicht seine Schritte durch das starke Geräusch des Plakregens hindurch, doch ich fühle irgendwie vor mir seinen breiten Rücken an einem besonderen, spezifischen Geruch seiner Tuppe. Zuweilen, wenn ein Waldbächlein oder Fließchen uns den Weg verstellt, bleibt er stehen, trampelt lange auf einer Stelle herum, scharf hinhorchend auf die Laute ringsumher, und nach ihm allein bekannten Merkmalen oder einfach aus einem tierischen Instincte heraus findet er eine seichte Furt und steigt sicher ins Wasser, schwer schnaubend und prustend, ringsumher eisigen Gischts versprühend.

Die nassen, stechenden Zweige peitschen schmerzhaft und ritzen mir das Gesicht. Manchmal, gleich wie krallige Taten eines unsichtbaren wilden Tieres, halten mich von hinten an meinem Kleide hangen gebliebene Zweige und knorrige Ausläufer der Bäume zurück. Ich reiße mich mit Mühe los und eile, meine Weggenossen einzuholen, die mir weit vor-

ausgegangen sind. Bei dem Gedanken, daß ich sie verlieren könnte, befällt mich eine wilde, hilflose Angst, und ich laufe vorwärts, auf dem Wege mit Knaden und Brasseln Sträucher und Zweige brechend, bis ich endlich in der Dunkelheit mit der vorgestreckten Hand irgend einen meiner Weggenossen betaste.

Irgendwo, ganz nahe, ist mit furchtbarem Getöse der Donner erdröhnt, als ob eine Weltkatastrophe hereingebrochen wäre, das Echo gibt ihn mit solch hallendem, sich entfernendem Rollen wieder, als ob die unaufhörliche Kanonade einer Festungsartillerie vor sich ginge: Tratta-ta-ta-ta... Der sich verstärkende Lärm des Regens übertönt die letzten Donnerschläge. Peitschend schlagen auf Kopf und Rücken scharfe Regentropfen auf, legen sich gleich einem schweren Stein auf die Brust und erschweren das Atmen. Häufige Blicke schneiden schmerzhaft die Augen, die Luft sättigend mit einem stickigen dunstigen Geruche von Elektrizität, von dem der Kopf schwindelt und es unaufhörlich in den Ohren sault.

Der Boden unter den Füßen wird immer fester und fester, und Sträucher und Bäume sind immer seltener anzutreffen. Wir steigen langsam bergan, und daran, daß vor mir, in kaum faßbarem, nebelhaftem Umriß der Rücken des Führers sich abzuzeichnen beginnt, errate ich, daß wir aus dem Walde herausgehen. In der Nähe ist deutlich das Plätschern von Wasser hörbar, und neue, unergreifbare Laute — undeutliche Merkmale einer nahen Behausung. Man spürt einen Fluß. In der Dunkelheit ist das Wasser selbst nicht zu sehen, aber weit ringsum ist das ärgerliche Murren und das zornige Murren der Wellen hörbar, die mit lautem Plätschern an den Steinen zerschellen.

Wir stehen in dichtem Haufen unter dem strömenden Regen und erwarten unseren Führer, der auf Kundschaft ausgegangen ist. Weit, weit, schräg über den Fluß flimmert ein Bufett verschiedenfarbiger Feuer, und von Zeit zu Zeit beleuchtet uns das blendende Strahlenbündel eines österreichischen Scheinwerfers. Mit beklemmender Wehmut im Herzen schaue ich in die undurchdringliche Dunkelheit rings um mich her, um mir auf

immer den letzten Flecken der heimatischen Erde einzuprägen. So traurig ist es und schmerzlich, die Heimat um Mitternacht zu verlassen, als ob du wie ein Dieb davongingest von der leiblichen heiliggeliebten Mutter, ohne von ihr Abschied genommen zu haben. Ich gehe abseits von meinen Genossen hin, falle auf die Knie nieder, verkenne mein Antlitz ins feuchte Grün, und die flebrige schmutzige Erde küssend, atme ich zum letzten Male ihren frischen und feuchten Geruch ein. Ein schwerer Bissen steigt mir in die Kehle und würgt mich, und in der Brust klemmt es schmerzhaft und schwer, wie oftmals in den Kinderjahren, wenn irgendwer von den Nächsten mich unverschuldet gekränkt hatte: man möchte weinen, man möchte schreien vor Schmerz und Jorn, sich auf eine erhöhte Stelle vors Volk hinstellen und diesen beklemmenden, herzerreißenden Schrei laut aus sich herauspressen; doch rings um mich her herrschen undurchdringliches Dunkel und eine frostige, durchnehmende Kälte ... Die äußere Kälte und Finsternis schmieden mich in schwere, erstarren machende Ketten, und ich blicke besorgt in die fernen, verschiedenfarbigen Pünktchen, die mich aus dem tiefen Dunkel begrüßen ...

V.

Das Gewitter ist vorübergezogen, und durch die schwarzen Wolken hat sich der Mond wieder durchgebrochen. Auf der bewegten Oberfläche des Flusses lacht die Mondscheibe, schaukelt in kaum, kaum vergoldeten Rouladen, zart das dunkle Wasser berührend in einem langen silbrigen Streifen. In der nebligen Ferne des gegenüberliegenden Ufers blinken düster, in Unordnung verstreut, die verschiedenfarbenen Feuerchen der österreichischen Wachtposten. Wir klettern lautlos längs dem russischen Ufer, dicht am Wasser, uns an die unebene Wand der hohen steilen Böschung klammernd. Ungeheure Eisschollen, von dem kürzlich stattgehabten Eisgange angetrieben, gleiten unter den Füßen, bersten dumpf krachend unter der Last des Körpers und steigen bei der mindesten ungeschickten Bewegung hinab in den uferlichen Wasserstrudel, schnell, mit weichem Murmeln von der Strömung fortgetragen in die Mitte des Flusses.

Zuweilen, von oben, über uns erschallen die Stimmen der postierten Soldaten, und deutlich vernehmbar, sich nähernd und entfernend, hallen in der toten Stille gleichmäßige militärische Schritte wider. Es ist still. Irgendwo weit krächzt ein Rabe, schluchzt in melodischen Trillern eine Nachtigall, die sich nach etwas ihr Eigenem sehnt und weint, einer feinen Flöte gleich hohe Brusttöne ausziehend, und von dem österreichischen Ufer dringt das ungeordnete, dumpfe Singen der angezechten Soldaten herüber. Es dämmt. Immer dunkler und dunkler zeichnen sich im milchigen Nebel die durch das Wasser grotesk ausgeschnittenen Ufer ab, die in hohen Vorsprüngen und schwarzen Schluchten schimmern, aus der Ferne drohend und furchtbar, gleich raubgierigen Tieren, die auf Beute lauern.

Vor mir klettert ungeschickt ein bejahrter Jude in langem, schlotterndem Rocke. Er atmet laut und schwer, setzt in Verzweiflung den Fuß auf die schwankte Eisscholle, fällt, und bis unter den Gürtel im Wasser versunken, zertrahlt er kraftlos mit den Nägeln das mürbe Ufer, mit in Schreck erstarrten Augen lautlos nach Hilfe ausschauend. Solch ein Eindruck, als ob man auf einem feinen Seil ginge über einem schwarzen bodenlosen Abgrunde: eine ungeschickte Bewegung — und du stürzest hinab, deine Weggenossen mitreißend in die Tiefe. Und daher klopft noch stärker das Herz bei jedem Geräusch der Schritte des Wachpostens von oben und dem verräterischen Plätschern des Wassers unten. Das geschärfte Ohr erfährt instinktiv den allerbedeutungslosesten Laut, und in dem geringsten Windhauche glaubt man den strengen Saltruf der Grenzwahe zu vernehmen.

Unter dem überhangenden Felsufer, in einer schwarzen tiefen Versenkung, harren unser zwei Muschiks in langen schmalen Rähnen — „Seelenverkäufers“. Mit fieberhafter Hast, gleich wie Ertrinkende bei einem Schiffsuntergang, nehmen wir die Plätze ein; doch die winzigen Rähne können nicht uns alle in sich aufnehmen, und einige von meinen Weggenossen sind gezwungen, am Ufer zu bleiben, um die Rückkehr der Boote abzuwar-

ten. Pfeilgeschwind, lautlos fliegen die bis an den Rand ins Wasser versenkten schmalen „Seelenverkäufer“ dahin, lavierend zwischen den mit der Strömung reißend dahintreibenden ungeheuren Eisschollen. Von der Mitte des Flusses, deutlich, wie auf der Handfläche, zeichnen sich die russischen und österreichischen Grenzposten und Zollabfertigungsgebäude ab, und uns gerade gegenüber, am russischen Ufer, schreitet langsam auf und ab der Grenzsoldat, das Gewehr geschultert, demonstrativ zur Seite schauend, als ob er uns nicht bemerkte. Mit leichtem Knirschen schneiden sich die Rähne ins flache österreichische Ufer, und die Führer, nachdem sie uns ausgesetzt, begeben sich nach den zurückgebliebenen Weggenossen, über den Fluß. Hier, wie auch am russischen Ufer, weht frisch eine vormorgendliche Brise, irgendwo ganz nahe krähen die Hähne einander zu, brüllen unausgesetzt die Kühe, mit den Schellen läutend, und immer lauter und lauter dringt das unharmonische heisere Singen der betrunkenen Soldaten herüber.

Das Mädchen im weißen Shawl weint, nach Kinderart schluchzend, das Gesicht mit den Händen bedeckt. Ich umarme sie, will sie beruhigen, doch mir fehlen die passenden Worte, und ich weine fast selbst. In der Seele legt sich der Aufruhr, es hämmert schon nicht mehr dumpf rollend das Blut in den Schläfen; aber etwas in der Brust klemmt immer noch schmerzhaft und übertönt den äußerlichen vernünftigen Gedanken an die Freiheit ... Und das Mädchen schluchzt in meinen Armen. Ihr bleiches Gesichtchen, beleuchtet von der nebelhaften Morgendämmerung, ist stellenweise gerötet von den stacheligen Zweigen, und das Blut rinnt herab in feinen roten Strahlen, mir die Hände versengend. Mich quält das Mitleid mit diesem lieben schwachen Mädchen mit den schwarzen glänzenden Augen, das aus irgendwelchem Grunde mutter-seelenallein über den Ozean fährt, nach dem fernen Amerika. Ich bemühe mich, sie zu trösten, liebe sie zart und erzähle ihr, ohne es selbst zu bemerken, von mir, von meinem Leben, von den besten Jünglingsjahren, verbracht unter den niederen engen Gewölben der Gefängnisasemat-

ten und inmitten der dichten wüsten Taiga des weiten Sibiriens.

VI.

Wir schleichen uns an der Rückwand entlang zwischen bunten Lehm- und Steinhütten, beworfen mit Pferdemist und rotem Lehm. Sie sind in Unordnung verstreut auf dem steilen Bergabhänge und ziehen sich weithin, längs dem Flusse, in engen Gäßchen und dunkeln Durchgängen, inmitten kleiner Gärtchen, umzäunt mit weißen, blauen und rosa Lehmmauern. Ueberall prangen in Blüte Kirsch- und Apfelbäume, der lila Flieder und die schneeweiße Akazie, die in die Luft den starken süßen Duft der Frühlingsblumen ergießen, und der Morgenwind trägt von den Schornsteinen den scharfen heißenden Rauch verbrannten Düngers aus. Aus der Pforte ist eine junge Bäuerin, mit den Eimern an der Trage auf den Schultern flappernd, herausgetreten, und ihr nach, mit Geweine, läuft, auf den krummen Beinchen watschelnd, ein dreijähriges Kerlchen, nur in einem kurzen Hemdchen, mit entblößtem rosigem Körperchen. Uns erblickend, die wir ihm fremde Menschen in langer Reihe gehen, ist er zurückgelaufen ins Haus, hat sich hinter dem Pfortchen versteckt und lugt durch eine Spalte, den Finger lutschend. Irgendwo in der Nähe hat man angefangen die Glocken zu läuten, und die dumpfen, eintönigen Laute stöhnen lange über dem erwachenden Dorfe: O-a-a-a-a ...

Wir betreten den langen Einfahrtshof, durchweg eingenommen von Wagen und Fuhrwerken mit herabgelassenen oder emporgehobenen Fehmerstangen. Rund um den Hof sind offene Stände mit angebundenen Pferden, die faul das frische Heu in den Holztrögen fauen. An der Erde fließen übelriechende braune Bäche von Pferdeabsonderungen, und in der Luft hält sich ein gemischter lauer Geruch von frischem Heu, faulem Mist, feuchten Bauern-Halbpelzen, Zwiebeln, Knoblauch und Schweiß. Auf dem Hofe, zwischen den Wagen eilen und laufen hin und her bärtige Bauern und Juden in langen Röcken mit Peitschen und Zügeln in Händen: dieser spannt seine Pferde an,

jener aus; es wird mit Glöckchen und Schellen geklingelt, man schreit und schimpft in jüdischer und kleinrussischer Sprache; betäubend knirschen die Räder, wiehern die Pferde und Füllen — und all diesen Lärm von Stimmen und Lauten überbieten die einzelnen Zurufe der Wagenführer: „Tpruh, Schandmähre, hüo!“

In dem großen viereckigen Zimmer mit den Holzbänken, belegt mit schmutzigen übelriechenden Heusäcken, ist es finster und schwül. In der Ecke, neben dem kleinen niedrigen Fenster steht ein in einen „Tales“*) gehüllter greiser Jude, schaukelt auf und ab und betet laut, alle Stimmen ringsum übertönend mit seiner Gebetweise. Auf den Bänken sitzen zwei Bauern in Filzkitteln und warmen Pelzmützen, trinken Schnaps aus großen Teegläsern und „heißen zu“ mit Salzgurken. Einer von ihnen ist schon ganz betrunken, und mit lallender Stimme, unterbrochen von Aufstößen, erzählt er, wie man ihn betrogen hat auf dem Jahrmarkte: „'s war ein schlauer Jude—h—nd ... scharrete, scharrete die Stuhle... h—nd ...“ und plakt plötzlich heraus: „Dreißig Gulden ... h—nd ...“

Die düsteren verräucherten Wände mit rötlichen, von zerdrückten Wanzen

*) Beigewand.

herrührenden Flecken und die nackten abgerissenen Holzbalken inmitten der Oberdecke umfassen mich sofort mit beklemmender Wehmut, und ich möchte entlaufen von hier, ohne zurückzuschauen, doch der ermüdete Körper und die ziehenden Beine fordern dringend Ruhe. Jemand gießt mir in einen großen Becher Schnaps, von irgendwoher hat man Brot und Wurst gebracht; ich trinke, esse, unterhalte mich mit irgendwem und antworte auf die Begrüßung, und durch den allgemeinen Trubel unzähliger unbekannter Stimmen unterscheide ich deutlich die bekannten Worte des Gebetes: „Gedenke, du unser Gott, des vergossenen Blutes deiner Knechte ...“

Es verwirren sich all meine Gedanken. Im Kopfe ist ein Chaos von abgerissenen Gedanken und Phrasen. Es wechseln ab die Bilder der heutigen Nacht mit Bildern aus der weiten Vergangenheit, und unablässig verfolgt mich die liebe Gestalt des Mädchens im weißen Shawl, das ins benachbarte Zimmer gegangen ist, sich umzukleiden. Eine warme Schwäche umfängt den ganzen Körper, der Kopf wird unmöglich schwer, und das Gefühl des Abscheus überwindend, strecke ich mich aus auf den schmutzigen, von Ungeziefer wimmelnden Heusack und vergesse mich im Schläfe ...

Vision

Mein Lieb, mir war's, als lebst du noch am Leben,
Ich fühlte deiner lieben Hände Beben,
Als meine heißen Tränen niederslossen,
Auf deine Hände alle ausgegossen.

Mein Lieb, war's nur ein Frühlingstraumgebilde,
Der Fliederbaum, das blühende Gefilde?
Warst wieder du von dieser Welt ein Wesen,
Dein stiller Hauch, ist's Wirklichkeit gewesen?

Mein Lieb, ich habe dich wie einst empfunden:
Du kamst, und tiefe Nächte sind geschwunden!
Sei's Traum, sei's Wirklichkeit, du bist's gewesen,
Ich weiß es nun: Ich werde einst genesen ...

Friedrich Dolores v. Wymetal, Golliten.